

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 21

Rubrik: Filmbeschreibungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dünken darüber entscheiden, ob sie die Konzessionen erneuern oder die Kinotheater in eigenen Betrieb nehmen wollen. Eine Anzahl von kleinen norwegischen Städten, wie z. B. Bardø, Tromsø, Fredrikshald und Notodden, haben bereits den Entschluß gefaßt, ihre Kinos zu verstaatlichen und nun beginnen auch die großen Städte des Landes der Frage näher zu treten. Eine politische Parteifrage ist es nicht, denn während der Antrag zur Uebernahme der Lichtspielbühnen in städtischen Betrieb in Christiania von den Sozialisten gestellt worden ist, hat in Drontheim der der Rechtenpartei angehörende Bürgermeister selbst der Stadtvertretung diesen Vorschlag gemacht. Als maßgebend hiefür bezeichnet er vor allem die pädagogische Wichtigkeit des Kinos; Bürgermeister Bauck hält es für die Pflicht der Stadt, im Interesse der heranwachsenden Jugend die Kontrolle über die Darbietungen der Kinobühnen in die Hand zu bekommen. Zu bedenken ist ferner vom Standpunkte der städtischen Finanzen, daß der Betrieb der Kinotheater einen ansehnlichen Ueberschuß ergeben dürfte. Um den bisherigen Unternehmungen gegenüber unnötige Härten zu vermeiden, will man in der Stadt Drontheim die Kinobühnen erst mit dem Jahr 1918 übernehmen. Dort gibt es gegenwärtig fünf bis sechs Kinotheater; statt ihrer sollen nach dem Vorschlage des Bürgermeisters künftig nur noch zwei betrieben werden — diese aber sollen Kinos großen Stils werden. Dadurch hofft man auch an den Betriebskosten zu sparen. Die norwegische Kinogeseßgebung ist ein Vorgang von großem Interesse, der auch anderwärts sehr beachtet zu werden verdient.

— **Herstellung von Fäden, Films oder Platten.** Vereingigte Glanzstoff-Fabriken A.-G., Elberfeld. An Stelle der im Hauptpatent 274,550 angegebenen Milchsäure und Glykolsäure können auch andere Oxy Säuren, die leichtlösliche Natriumsalze bilden, billig zu haben und leicht zu regenerieren sind, unter gewissen Umständen mit Vorteil zur Herstellung von Cellulosefäden oder Films verwendet werden, insbesondere die Weinsäure und auch die Citronensäure. Der Reifegrad der verwendeten Viscose muß aber auch hier passend gewählt werden. Beispielsweise werden 300 Gramm zitronensaures Natron, 300 Gramm Zitronensäure und 1000 Gr. Wasser auf 50 Grad Celsius erwärmt. Darauf wird etwa 100 Stunden lang bei 15 Grad Celsius gereifte Rohviscoselösung durch die üblichen feinen Düsen eingepreßt und die ausgetretenen Fäden werden aus dem Fällbad durch Aufwickeln auf Spulen oder Zentrifugen entfernt. Der anfangs klare, wasserlösliche Faden wird leicht weißlich. Die völlige Färbung wird durch eine Passage in einem zweiten Bad, welches aus dem ersten durch fünffache Verdünnung mit Wasser hergestellt ist, leicht herbeigeführt. Es wird nun mit Wasser gewaschen, unter Spannung getrocknet, dann entschwefelt und gebleicht.



Filmbeschreibungen.

(Ohne Verantwortlichkeit der Redaktion.)

Schuldlos.

(Monopolfilm von Joseph Lang, Zürich 1.)

Marias Eltern waren gestorben. Rauhes Leben trat an das junge Mädchen heran und ihr Onkel Paul Sarni, ein Bruder ihrer verstorbenen Mutter, brachte sie in einer Pension unter, damit er selbst die Waise nicht in seinem Hause aufzunehmen brauchte. Ueberhaupt, dieser Onkel Sarni war ein seltsamer Mensch, Zugeselle, nur für sich allein strebend, hatte er sich in eine Welt hineingelebt, die für seine Umgebung kalt und unnahbar war. Nur sein Sekretär Jean Rosalba verstand den griesgrämigen Gesellen. Er hatte seine Vorteile von dem einsamen Mann und hoffte, ihn einstmal zu beerben. Dieser Sekretär fand auch eines Tages in den Kontobüchern die allmonatlich wiederkehrende Summe für die Pension, die Paul Sarni für seine Nichte Maria bezahlte. Er machte seinem Chef den Vorschlag, das junge Mädchen zu sich ins Haus zu nehmen, damit sie ihm sein Haus führ und Anschluß an die Gesellschaft fände. Als dieser Brief Maria erreicht, hat sie das unbestimmte Ahnen, daß sie einer traurigen Zukunft entgegengehe. Mit Schaudern erwartet sie den Tag, an dem sie der Onkel holt. Sie versammelt ihre Gespielinnen um sich; wie lieb hat sie die Mädchen gewonnen, treue Freundschaft hat sie geschlossen, besonders mit Gina Valle, einer Waise, für die ein älterer Bruder sorgte. Endlich kam der Tag, an dem der Onkel sie mit seinem prächtigen Auto von der Pension abholte. Mit glühenden Augen umstand Marias Freundinnen die Abschiednehmende, wie Neid lag es auf ihren Zügen, als sie Maria zum letzten Mal die Hand drückten, umarmten, und mit einer tiefen Wehmut näherte sich Gina ihrer Freundin; beide haben das Empfinden, daß sich ihre Herzen später noch einmal viel näher stehen würden. Noch einen Händedruck, dann faußt das Auto in die lachende Landschaft, noch einmal dreht sich Maria mit tränenumflortem Blick nach dem kleinen Städtchen um, indem sie so viel Liebe und Freundschaft empfangen hatte. Endlich sah sie die Stadt nicht mehr. Der Blick suchte in der Ferne Neues, Unbekanntes. Wie ein Angstgefühl überkam es sie, als sie in die harten Gesichtszüge ihres Onkels blickte. Ihr junges Herz hingte sich nach einem Menschen, der ihr Trost geben könnte. Die wiederholten Versuche, ihren Onkel zum Sprechen zu bringen, scheiterten, kurze Antworten auf ihre Fragen erhielt sie nur, und immer hatte sie das Gefühl, daß der Onkel sie wie eine Fremde betrachte. Endlich angelangt, führt sie ihr Onkel in ihr Zimmer. Sie ist allein, kalter Luxus umgibt sie. Wo ist das trauliche Mädchenzimmer, das sie in der Pension besaß, wo ist das silberhelle Lachen ihrer Freundinnen? Wie ein bleierner Druck lastet es über dem Zimmer, sie fühlte sich wie in einem Gefängnis, wie in einem goldenen Käfig, aus dem es kein Entrinnen mehr gibt. Wie ein Hohn flutet das helle Sonnenlicht in das Zimmer; als ob es die ganze Dede und Lieblosigkeit dieses Hauses

aufdecken wollte. Maria tritt an das Fenster. In einem Winkel versteckt hängt das Bild ihrer Mutter. Wie ein Rettungsanker erscheint ihr das kleine Bildchen, sie nimmt es von der Wand und bedeckt es mit zahllosen Küssen und aus der Seele heraus weint sie ihren Schmerz, der ihr Herz so unglücklich macht. Gleich einem Heiligtum, einem Tempel verehrte sie das kleine Winkelchen am Fenster, an dem das Bild der Mutter hängt. In ihrem Herzen hellt es auf, mit staunenden Blicken sieht sie in das herrliche Land; nicht fern von ihr weidet ein Hirtenknabe seine Schafe und im Westen malt der scheidende Tag mit schillernden Farben Herrlichkeiten an den Horizont und von der nahen Kirche klingt zu ihr herüber das Abendläuten. Ein letzter Sonnenstrahl fällt auf das kleine Bildchen der Mutter; eine himmlische Weihe zieht in ihr junges Herz ein und im Gebet faltet sie die Hände, auf die Mutter blickend: „So nimm denn meine Hände und führe mich.“ Der Abend sinkt hernieder, der Onkel kommt zu ihr, um sie zu Tisch zu bitten und sie mit den Hausgenossen bekannt zu machen. Der Onkel stellt ihr Jean Rosalba vor und dieser ist entzückt von Marias Anmut. Zukunftspläne durchkreuzen sein Gehirn, er denkt daran, daß für ihn vielleicht durch Maria seine Zukunft gesichert sei. In lähmender Eintönigkeit vergehen die Tage. Der Onkel spricht mit seiner Nichte gerade so viel, um nicht unhöflich zu gelten. Umso mehr interessierte sich sein Sekretär für Maria. Das junge Mädchen sieht in seiner Liebenswürdigkeit nichts weiter wie eine Form von Höflichkeit der Nichte seines Chef gegenüber. Maria ist jetzt einen Monat im Hause, und der Onkel hat schwer unter seiner Herzkrankheit zu leiden, die ihm viel Beschwerden macht. Um sich vor den Angstgefühlen abzulenken, sitzt er bis spät in die Nacht am Schachbrett mit Maria und seinem Sekretär. Der Onkel hat jetzt Maria ganz mit Beschlag belegt, er behandelt sie fast wie eine Sklavin, die stets seinem Willen zu gehorchen hat. Dieses unwürdige Verhältnis bringt Maria der Verzweiflung nahe. Sie findet keine Zeit mehr für sich selbst, stets muß sie beim Onkel sein, der, seines Leidens wegen, wenig oder gar nicht mehr ausgeht. Wie schreit ihr Herz auf wenn sie Sonntags die lustigen Menschen hinaus in die Natur wandern sah, wie sehnte sie sich darnach, mit ihrer Freundin Gina plaudern zu können, ihr Herz auszuschütten; vergebens hat sie den Onkel eines Tages, die Freundin aufführen zu dürfen, oder daß das junge Mädchen zu ihr auf Besuch kommen dürfe. Diesen Herzenswunsch versagte ihr der Onkel. Maria eilt in den Garten und weint sich dort aus. Wie eine Todessehnsucht überkommt es sie; da hört sie Schritte, es ist Rosalba, der sich ihr nähert. Verstoßen trockenet sie ihre Tränen, doch Rosalba hat gesehen, daß Maria geweint hat. Er setzt sich neben sie und ergreift ihre kleine, zarte Hand. Maria fühlt, daß dieser Mann für sie mehr empfindet, als ihr angenehm ist. Plötzlich hört sie aus seinem Munde leidenschaftliche Worte. Sie fühlt sich umschlungen, Rosalbas glühender Atem macht sie fast bewußtlos. Da fühlt sie brennende Lippen auf ihrem Munde so leidenschaftlich, doch Maria behält die Herrschaft über sich, sie stößt Rosalba zurück und flieht. „Hüte dich, du Stolz, Unnahbare, ich werde mein Ziel schon erreichen.“ Tage vergehen nach diesem Angriff. Maria und Rosalba verkehren ganz förmlich, doch, merkwürdig, der Onkel ist plötzlich

so liebenswürdig zu seiner Nichte, mit ausgejuchtem Geschmack wählt der alte Herr seine Kleidung und wie ein Seladon umwirbt er das junge Mädchen. Sollte hier eine neue Niedertracht Rosalbas am Werke sein? Eines Tages, als die Drei wieder Schach spielen, zeigt sich der Onkel merklich aufmerksam im Spiel, seine Blicke hängen fortwährend an Marias lieblicher Gestalt und unvermutet unterbricht er das Spiel und bittet Maria, doch lieber ein Buch aus seiner Bibliothek zu holen, um ihm etwas vorzulesen. Der Onkel verabschiedet seinen Sekretär und zieht sich zurück. Maria betritt die Bibliothek, um sich ein Buch zu suchen. Da hört sie hinter sich schleichende Schritte, es ist der Onkel, der sich ihr in aufdringlicher Weise nähert. Plötzlich fühlt sie sich umfaßt, der Onkel will Maria küssen. Sie fühlt, daß ihr die Sinne schwinden wollen, da erblickt sie auf dem Schreibtisch ihres Onkels einen dolchartigen Brieföffner. Sie greift darnach, um sich vor dem Angriff ihres Onkels zu retten. Ein schriller Schrei durchgellt das Zimmer. Der Onkel dreht sich um sich selbst, preßt die Hand auf das Herz und sinkt tot zu Boden. Die Aufregung hat ihm den Tod gegeben. Erstarrt blickt Maria in die brechenden Augen ihres Onkels, sie will um Hilfe rufen, aber hinter einem Vorhang versteckt hat Rosalba den ganzen Vorgang beobachtet. Er tritt auf Maria zu und ruft ihr die Worte zu: „Sie haben Ihren Onkel ermordet.“ Faßt wahn sinnig vor Angst, als sie die Anklage hörte, verläßt Maria das Schreckenszimmer und eilt in ihr Stübchen. In ihrer Aufregung weiß sie nicht, was sie tun soll, sie glaubt sich schuldig und will den einzigen Zeugen des Vorganges beschwichtigen und schreibt an Rosalba ein kleines Zettelchen: „Ich schwöre Ihnen, ich bin unschuldig, ich werde Ihnen alles erklären, sobald es mir möglich ist.“ Herbeigerufene Ärzte stellten die Todesursache fest, doch Maria glaubt selbst immer noch, ihren Onkel getötet zu haben. In diesem Bewußtsein verläßt sie auch das Haus, um zu ihrer Freundin Gina Valle zu flüchten. — Monate vergehen; im Hause ihrer Freundin tut sich Maria eine neue Welt auf. Ginas Bruder zeigt tiefempfundenenes Interesse für sie, und eines Tages, als er von einer langen Reise zurückkehrt, gesteht er ihr seine Liebe. Maria hatte stets mit stolzer Bewunderung den stattlichen Mann gesehen, und nun steht er vor ihr, bittend, daß sie sein Weib werden soll. Süße Zukunftsträume umgaukeln ihre Sinne und als sie seine flehenden Liebesworte hört, sinkt sie an seine Brust; so wohlgeborgen fühlte sie sich jetzt, als er seine starken Arme um sie schlingt und ihr leise die Worte ins Ohr flüstert: „Maria, ich habe dich ja so unendlich lieb!“ Und ihre Lippen finden sich in einem heftigen Kusse. Hochzeitstag — sonniges Glück; hinaus eilt das junge Paar, um gemeinsam die Schönheiten der Natur zu genießen. Staunend stehen sie am brausenden Meer, sie lauschen der ewigen Sinfonie; ihre Herzen jubeln, als sie vor gewaltigen Bergriesen stehen, und ganzes Glück erfüllt ihr Herz, als sie in einem stillen Badeort ihren Himmelsvater vollbringen. Da, eines Tages, als das Ehepaar ihr Frühstück einnimmt, sieht Maria mit entsetzten Augen Rosalba vorbeikommen. Er tritt an den Tisch heran, begrüßt Maria und ihren Gatten, und plötzlich taucht die ganze Vergangenheit vor ihren Augen auf. Das junge Weib erlebt noch einmal die Schreckenszene mit ihrem Onkel, und wie

in einem Fieberwahn greift sie nach der Weinflasche, die vor ihr steht; in hastigen Zügen stürzt sie ein Glas nach dem andern hinunter; erstaunt blickt ihr Gatte sie an, er kann sich das seltsame Gebahren seiner Frau nicht erklären, dann lächelt er, als seine junge Frau ihm Zärtlichkeiten um Zärtlichkeiten sagt. Maria sieht indessen vor sich immer die Vergangenheit. Sie bittet ihn, sie auf ihr Zimmer zu geleiten; Georg willfahrt ihrer Bitte. Zärtlich verabschiedet sich ihr Gatte, denn Maria wünscht mit sich allein zu sein. Georg versteht diese Herzensstimmung. Währenddessen weint sich Maria aus, sie weiß, daß Rosalba mit Forderungen an sie herantreten wird, die sie als Frau niemals erfüllen würde. Und richtig, kaum hatte sie den Gedanken ausgedacht, überbringt ihr das Mädchen einen Brief. Hastig öffnet sie ihn, — Rosalbas Schrift! Sie liest: „Gnädige Frau! Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir ein Rendezvous gewähren würden, denn ich muß über eine Sache von größter Wichtigkeit mit Ihnen sprechen. Ich bin überzeugt, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen. Ihr ergebenster Rosalba.“ Maria weiß nicht, was sie beginnen soll und läßt den Brief unbeantwortet. Sie wagt es auch nicht, ihrem Gatten das Erlebte mitzuteilen. Einige Tage später erreicht sie ein noch dringenderer Brief Rosalbas: „Gnädige Frau. Denken Sie daran, was wir früher einander waren. Helfen Sie mir! Ich habe gestern nacht tausend Mark verspielt, die ich auf Ehrenwort heute Abend zurückerstatten muß.“ Maria ist glücklich darüber, daß Rosalba bei der Begegnung nicht mit anderen Forderungen an sie herantritt. Doch zeigt er ihr das kleine Briefchen, das sie ihm am Todestage ihres Unfels geschrieben hatte. Unvorsichtigerweise hatte die junge Frau ihm schon das Geld gegeben und mit hämnischem Lachen steckt Rosalba den Brief wieder zu sich. Jetzt erkennt Maria, welchem Schurken sie gegenübersteht. Für Rosalba bedeuten diese unscheinbaren Zeilen ein Kapital, das er je nach Bedarf abheben kann. Rosalba verabschiedet sich von Maria. Ihr Mann kann sich die Veränderung der jungen Frau nicht erklären und Maria hat nicht den Mut, sich ihrem Gatten gegenüber auszusprechen. Wieder kommt ein Brief Rosalbas, doch diesmal dringender wie die andern; er droht mit Aufdecken der Beziehungen zueinander. Doch würde er schweigen, wenn sie ihm eine größere Summe zur Verfügung stellte. In ihrer Todesangst schreibt sie Rosalba: Ich erwarte Sie heute Abend im Gewächshaus unseres Gartens, ich werde pünktlich dort sein. Maria.“ Plötzlich, wie im verletzten Stolz, zerknittert sie das Schreiben und wirft es in den Papierkorb. Einige Augenblicke später schreibt sie denselben Brief noch einmal und schickt ihn fort. Frühzeitig legt sie sich zur Ruhe, um den Gatten nicht argwöhnisch zu machen. Georg will aber noch ein wenig arbeiten und begibt sich in das Zimmer; er will eine neue Feder in den Federhalter stecken und nimmt den zusammengeknüllten Brief aus dem Papierkorb. Erstaunt liest Georg die Zeilen seiner Frau und maßlose Wut überkommt ihn. Zur verabredeten Stunde ist auch Georg im Gewächshaus. Er beobachtet, wie seine Frau Rosalba Geld gibt. Weinend verläßt Maria den schurkischen Menschen. Georg, der nicht gehört, was seine Frau mit Rosalba gesprochen, schreibt seiner Frau folgendes: „Ich habe den Brief, den du deinem Geliebten geschrieben hast, gelesen und habe euch im Garten

belauscht. Wenn du diesen Brief liest, habe ich mich mit deinem Geliebten schon geschlagen. Im Klub war es mir leicht, einen Grund zu finden, diesen famosen „Herrn“ zu fordern.“ Als am nächsten Morgen Maria nach durchweintener Nacht erwacht, hört sie von ihrem Mädchen, daß ein gewisser Herr Rosalba bei einem Duell tödlich verwundet worden sei. Georg kehrt ins Haus zurück, er will von seiner Frau nichts mehr wissen, weil er glaubt, daß sie ihn betrogen habe. Wie ein Kind fleht sie ihn an, zu glauben, daß sie unschuldig sei. Sie bittet ihn, mit ihr ins Hospital zu eilen, damit Rosalba selbst auf dem Sterbebette der Wahrheit die Ehre gäbe. Endlich willigt Georg ein; sie kommen gerade noch zur rechten Zeit, Maria blickt in ein paar Augen voll Todesfieber, Rosalba streckt die Hände nach ihr aus, Georg will sie zurückhalten. Da nimmt der Sterbende einen blutbesleckten Zettel hervor; es sind die Zeilen, die Maria einst in ihrer Todesangst an Rosalba geschrieben hatte. Und sterbend flüstert er, indem er der jungen Frau den Zettel überreicht: „Vergeben Sie mir, ich war ein Schurke.“ Dann schließen sich seine Augen für immer. Georg zieht seine Frau von der Leiche zurück. Mit forschendem Blick sieht er seine Frau an und in ihren Zügen sieht er, daß der Tote die Wahrheit gesprochen hat. In seinem Herzen jubelt es auf. Zu Hause angelangt, schmolzt Georg, er will seiner Frau nicht verzeihen, daß sie ihm nicht anvertraut habe; doch endlich nimmt er ihren Kopf, er blickt in ihre großen Kinderaugen, kein Falch, kein Zug findet er darin. Dann nimmt er den blutigen Zettel, zerreißt ihn und zieht sein schluchzendes Weib an seine Brust und draußen vom Turm klingen die Abendglocken. In dem großen Haine jubeln die Vögel und wie ein lachender Frühlingmorgen zieht es in den Herzen der Beiden ein, um neues Glück erstehen zu lassen.

„Eise“ im Feld.

(Monopolfilm von Karg, Luzern.)

Kennen Sie Fräulein Ilse, die entzückende, reizende Tochter des Fabrikbesizers Felsen? Nein? Sie würden überrascht sein, daß sie nicht schon längst von einem charmannten und liebenswürdigen jungen Mann, der Geschmac besitzt, den Eltern weggeheiratet worden ist, denn sie ist direkt zum Anbeißen. Wir haben das Glück, sie im Film gleich am Anfang kennen zu lernen, als die Familie ihren Morgenkaffee einnimmt, und da Ilse leidenschaftlich für den Sport schwärmt, ist sie natürlich auch eine tüchtige Reiterin, und da sie das Glück hat, reiche Eltern zu besitzen, die ihrem einzigen Töchterchen jeden Wunsch von den Augen absehen, hat sie natürlich auch ein Reitpferd, und das ist „Eise“, das Allerweltstier, das schließlich sogar noch zum Heiratsvermittler wird. Also wir dürfen nicht vorgereifen, sondern müssen hübsch der Reihe nach erzählen.

Im Krieg wird bekanntlich alles requiriert, nicht nur Autos, sondern auch Pferde, und da aus verständlichen Gründen auf Fräulein Ilse als Besitzerin von Eise keine Rücksicht genommen werden kann, auch wenn sie noch so bitterlich weinen sollte, so muß auch sie das Kriegsoffer bringen und gibt die Ordre an den Stallburschen: „Satteln Sie zum letzten Mal „Eise“, ich will ausreiten.“ — Unterwegs begegnet sie Helmut v. Reiff, dem flotten Ma-

nen-Deutnant. Um ihn zu charakterisieren, brauchen wir nur zu verraten, daß es eigentlich Harry Liedtke ist, und da ist es kein Wunder, daß auch Ilse ihm heimlich nachschaut. Als sie nun ihr Pferd an die Abnahme-Kommission abliefern muß, denn „Lise“ wird natürlich für tauglich befunden, da gibt sie dem Tier einen Brief mit auf den Weg, der da lautet: „An den neuen Besitzer meiner „Lise“! Sehr geehrter Herr! Als bisherige Besitzerin meiner „Lise“ bitte ich Sie, meinen Liebling gut zu behandeln und mir, wenn möglich, über sein Ergehen Nachricht aus dem Felde zu senden. Möge meine „Lise“ Sie gesund durch alle Schlachten tragen.“ Feinsinnige Beobachter werden jetzt schon erraten, wie das Kriegsgeschehen waltete. Hellmut erhält „Lise“, und beide ziehen hinaus zur Schlacht.

Wir sind mitten im Kriegsgetümmel. — „Lise“ hält sich tapfer und macht ihrer früheren Herrin Ehre. Plötzlich aber erhält Ilse einen Brief, den der Burishe von Hellmut geschrieben hat: „Weider muß ich Sie mitteilen, daß „Lise“ verwundet ist; der Deutnant noch. Es grüßt Fritz.“ Kurz entschlossen sagt sich das resolute Fräulein: Ich muß „Lise“ wieder haben — tot oder lebendig! Und da nun Hellmut vier Wochen Erholungsurlaub erhalten hat, und „Lise“ und Ilse und Hellmut und der zukünftige Schwiegervater und auch die lebenswürdige Hausfrau im Film am Schluß zu einer gemütlichen Gruppe vereint zu sehen sind, so darf man wohl als getreuer Chronist jetzt schon ins Buch der Weltgeschichte einschreiben, daß aus Ilse und Hellmut ein glückliches Paar werden wird. Wir haben dadurch schon von Anfang an Recht gehabt, als wir vorausahnten, daß sich das hochinteressante Besir-Pferd „Lise“ noch zum veritablen Heiratsvermittler entwickeln wird.



Feuilleton.

Nachdruck verboten.



Aus dämmernden Nächten.

Roman von A. Wotho.

Copyright 1910 by Anny Wotho, Leipzig.

(Fortsetzung.)

Ging da nicht wieder der Engländer über den Platz? Spähte er nicht sogar nach den Fenstern des Hotels hinüber?

Magna trat, die roten Lippen fest zusammenpressend, vom Fenster zurück.

„Er ist meinetwegen hier“, flüsterte sie vor sich hin, „wenn er auch noch so harmlos tut und scheinbar keine Notiz von mir nimmt. Wenn ich denke, daß er wieder hier eintreten könnte, wie damals im Hotel zu Ostende, als ich gerade mit Roman aus England zurückgekehrt, wo wir uns trauen ließen. Ich schaudere, wenn ich an diesen Tag denke. Was sagte er doch? Jungvelde forderte mich zurück? Augenblicklich sollte ich ihm folgen. Im andern Falle würde er einen Verhaftbefehl gegen Roman auswirken und ihn zur Verantwortung ziehen, daß er eine Minderjährige entführt. Als ob ich nicht freiwillig mit Roman gegangen wäre bis ans Ende der Welt.“

Welche schrecklichen Dinge mir dieser Illings sagte, wie er drohte, wie er befahl, wie er es mit Güte versuchte. Wie er mir Jungveldens Sorge, Sehnsucht und Leid schilderte. Nichts, nichts rührte mich. Und wenn er mir mit allen Verdammnissen der Hölle gedroht, ich wäre doch immer wieder Roman in die Arme gesunken. Was scherte mich Jungveldes Leid, Jungvelde, die so streng und hart war, die mir

das Glück, das riesengroße, goldige Glück nehmen wollte, das ich in Romans Liebe fand? Welche Angst mich aber doch folterte. Ich zitterte, daß es doch etwas geben könnte, was mich von Roman zu trennen vermochte. Wie froh war ich, daß Roman nicht daheim war, als Mister Illings zu mir kam. Ich fragte gar nicht, welches Recht er habe, sich in meine Angelegenheiten zu mischen, ich fühle nur so schreckhaft, daß er vielleicht die Mittel in Händen hält, mich zu zwingen.

„Ich lasse Ihnen bis morgen früh Bedenkzeit, gnädige Frau“, jagte er zu mir. „Haben Sie sich bis dahin nicht entschlossen, freiwillig in die Heimat zurückzukehren, wo man die verworrenen Verhältnisse Ihrer Ehe, wenn sie überhaupt zu Recht besteht, lösen wird, so habe ich den Auftrag, schonungslos gegen Baron Bonato und seine Mutter vorzugehen.“

Ich neigte nur ein klein wenig das Haupt, ich glaube, ich habe sogar ein wenig gelacht, als er gegangen, da sagte mich wieder diese schreckliche Angst, und ich stürzte fast bewußtlos Roman, als er kam, entgegen. In fliegender Hast berichtete ich ihm. Ich meinte, er würde mich beruhigend in seine Arme ziehen, aber er wurde ganz bleich und hastig stieß er hervor:

„Wir müssen fort, gleich auf der Stelle. Er darf uns hier nicht finden, er nicht.“

Ganz unauffällig ermöglichten wir die Abreise. Wir reisten kreuz und quer, um unsere Spur zu verwischen und nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Paris landeten wir glücklich hier. Ich hatte diesen schrecklichen Engländer mit den durchdringenden Augen, die mich immer an Jungveldes Augen erinnern, fast vergessen, da taucht er hier wieder auf. Schon seit einer Woche sehe ich ihn täglich, ohne daß er es gewagt hat, uns anzusprechen. Romans Mutter hat mir verboten, Roman etwas davon zu erzählen. Es beunruhigt ihn unnötig, er sei so wie so schon so nervös und ich sehe nur Gespenster. Der Fremde, den ich ihr gezeigt, sehe ja allerdings dem Engländer etwas ähnlich, aber es sei ganz gewiß ein anderer. Zudem könnten wir hier jetzt nicht fort, Roman hätte zu viele Verluste erlitten, die müsse er erst wieder einholen.“

So weit war Magna in ihren Erwägungen gekommen, als sie hart auflachte, und das seine Spitzentäschentuch, das sie aus dem Gürtel zerrte, in Fetzen riß.

„Ist es denn möglich“, murmelte sie, und wie gelbe Schlanglein züngelte es in ihren Augen, „die Frau eines Spielers! Nein, nein!“ Ichrie sie auf, „nicht das! Nur die Leidenschaft verblendete ihn. Nein, ich will, ich kann es nicht glauben. O Gott, ich habe ihn ja so lieb“, schluchzte sie auf, beide Hände über ihr erblaßtes Antlitz deckend. „Ich will und muß an ihn glauben, wenn ich nicht untergehen soll in meiner Liebe.“

Ein schwerer, müder Schritt schleppte sich den Gang entlang.

„Er kommt“, flüsterte Magna, energisch ihre Tränen trocknend und ein Lächeln auf ihre Lippen zwingend, „ich muß mich zusammennehmen, wenn mir die Angst auch fast das Herz abdrückt.“

„Bist du sehr traurig, Roman?“ fragte sie, sich zärtlich an ihren Gatten schmiegend, der totenblau ins Zimmer trat und dem noch immer an der Erde liegenden kostbaren Gut seiner Frau einen Fußtritt versetzte.

Er schob Magna unwirsch von sich.

„Willst du mir nicht sagen, was dir ist“, fragte Magna ängstlich.

„Was mir ist? Als ob du das nicht wüßtest? Du hast ja dabei gestanden, wie die Riesenverluste über mich hereinbrachen. Wie oft habe ich dir schon verboten, mir im Spielsaal zu nahe zu kommen. Du bringst mir Unheil. Sobald du mir nahst, bin ich wie gelähmt, und Verlust auf Verlust ist das Ende.“

Wieder schossen der jungen Frau die Tränen in die Augen, doch tapfer bezwang sie sich.

„Aber ein solcher Aberglauben ist doch töricht, Roman. Es ist mir ganz unmöglich, dich tagelang im Spielsaal allein zu lassen. Ich muß zu dir! Ich habe dann immer das Gefühl, als drohe dir eine Gefahr, als könnte ich sie abwenden.“

Roman schritt, die magere Gestalt tief gebeugt, voll nervöser Hast über den weichen, roten Teppich des Zimmers.